

Nr. 17. Posen, den 26. April. 1891.

Dieb!

Von Julius Keller.

Er hatte gestohlen.

Es gab keine andere Bezeichnung für seine That — er mochte nachgrübeln, soviel er wollte. Alles Andere war eitle Beschönigung — — er hatte gestohlen, hatte sich am Eigenthum eines Anderen vergriffen.

Doch dieser Andere war ja reich! Sein Geldschrank war wohlgefüllt, seine Kinder waren für alle Zeiten versorgt — wem also schadete der kleine Verlust? Die paar lumpigen Goldstücke kann der reiche Mann wohl entbehren!

Aber — ein Diebstahl wars doch. Ein Diebstahl, in heimtückischer Weise an seinem Brodherrn begangen . . . Allerdings — die Verführung — —!

Der Geldschrank hatte weit offen gestanden . . . das kleine Kästchen unten war bis zum Rand mit Goldstücken gefüllt, die so verführerisch blitzten und blinkten . . . Daheim aber lag sein, des armen, schlecht bezahlten Schreibers, junges Weib . . . krank, matt — kaum für sich und ihr Kleines mit der nothdürftigen Nahrung versorgt. Wie würde eine gute Flasche Wein, ein kräftiges Hühnchen ihr wohlthun! Wie würden ihre bleichen Wangen sich wieder röthen, ihre Pulse wieder lebhafter schlagen, ihr Muth zum Leben neu erwachen?!

Und gerade da war der Herr aufgestanden, und mit dem ihm zur Unterschrift vorgelegten Schriftstück in das anstoßende Gemach getreten . . . war das nicht ein Wink des Schicksals, eine Fügung des Himmels gewesen? — Ein kurzer kühner Griff in das goldgefüllte Kästchen — und sein häusliches Glück, durch Krankheit und Sorge vernichtet, blühte neu auf! Ei was, das war kein Diebstahl! Das war Nothwehr — Selbsterhaltungstrieb . . . Und so hatte er zugegriffen . . . .

Nun war's geschehen — und mit der schönen Beute in der Westentasche trottete er seiner Wohnung zu . . .

Anfangs war ihm ganz wohl und fröhlich zu Muthe gewesen . . . „Hülfe! . . . Rettung!" jauchzte es in ihm und schnellen Schrittes ging er einher . . .

Da hörte er eine Stimme:

„Ein Dieb! Haltet den Dieb!"

Entsetzt fuhr er zusammen und blieb wie angewurzelt stehen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn — er griff sich mit der Hand an den Kopf.

Schon entdeckt?!

Die Leute stürmten an ihm vorüber, rannten ihn beinahe um, oder stießen ihn roh bei Seite . . .

Er sah sie endlich Halt bei einem jungen Menschen machen, den ein Polizist bereits am Kragen hatte. Laut redend und heftig gestikulirend umringte man jenen und folgte, als der Schutzmann ihn davonführte — — vom Johlen und wüsten Geschrei der lieben Jugend begleitet . . .

Also, der war gemeint! Der war der Dieb! Nicht er!

Erleichtert athmete er auf und ging weiter . . . Aber das Geschrei verfolgte ihn . . . der Ruf: „ein Dieb! haltet den Dieb!" klang unausgesetzt in seinen Ohren . . .

Doch das war ja Unsinn! . . . Wie konnte er sich Jenem gleichstellen — einem vielleicht ganz gemeinen Straßenräuber, der etwa ein Kind beraubt, einer Armen ihr Letztes genommen hatte! . . . Das hatte er doch nicht gethan!

Gewaltsam raffte er sich auf und versuchte auf andere Gedanken zu kommen.

Was sollte er zunächst nun für das Geld kaufen, um sein armes Weib zu überraschen? . . . . Wein . . . . Delikatessen . . . . Erfrischungen . . . Ja! Das ist's! Er will Einkäufe machen, das wird ihm die bösen Gedanken schon vertreiben! . . . .

Aber wird man sich nicht wundern, daß er, der blasse, darbend aussehende Mensch in der ärmlichen Kleidung Goldstücke wechselt und Dinge kauft, die nur dem Reichen gestattet sind? . . . Wird man ihn nicht mißtrauisch anblicken, Muthmaßungen, Verdacht hegen? Wird seine Unruhe, sein Blick — der unstät ist, er fühlt es — ihn nicht verrathen? Wird man ihn nicht festnehmen und rufen: „ein Dieb!" . . .

Ach was! Alberne Bedenken. Die Leute wollen ihr Geschäft machen, gleichviel, wo's herkommt! . . . Da ist eine Weinhandlung . . . schön erleuchtet und voll Leute . . . Hinein also! . . .

Nein es geht nicht. Er ist zu unruhig . . . Er zittert — Noch niemals hat er einem Menschen einen Pfennig genommen, nie etwas auf unrechtmäßige Weise erworben. Das schon der Tasche entnommene Goldstück glüht in seiner Hand wie Feuer. Nein, er muß erst ruhiger werden, sich erst selbst überzeugen, daß er kein gemeiner Dieb ist, dann wird's besser gehen . . . Er wird zunächst seine Wohnung aufsuchen, das Elend seines Weibes anschauen, das dürftig genährte Kindchen küssen — dann wird ihm Muth und Ruhe kommen, dann wird er einsehen, daß er recht gethan . . .

Hastig betritt er das ärmliche Zimmer und seine heißen Lippen berühren den Mund der matt lächelnden Frau.

„Wie geht es Dir?“ fragt er mit leiser, banger Stimme und „gut, ganz gut“ haucht sie in fast unhörbarem Ton.

„Gut, ganz gut!“ Das sagt sie immer, die liebe Dulderin, und dabei wird sie immer blasser, und immer schwächer . . .

„Du belügst mich,“ sagt er fast unwillig und greift nach ihrer Hand. „Es geht Dir schlecht, sehr schlecht . . . Du leidest Mangel und machst Dir trübe Gedanken . . . Du brauchst Pflege und Stärkung . . . Aber nur Geduld . . . die soll Dir werden! Du wirst nicht länger so elend sein! Ich werde Dir aufhelfen!“

Seine Augen weiten sich. Eine fast fieberhafte Röthe überfliegt sein Gesicht.

„O, auch die schlimme Zeit hat ihr Ende,“ fährt er mit erhobener, aber unsicherer Stimme fort, „kommt Zeit, kommt Rath.“

Verständnißlos sieht sie ihn an. Er aber greift plötzlich in die Tasche, und im nächsten Augenblick liegen die Goldstücke auf dem kleinen Tisch an ihrem Bett, im Licht der schirmlosen Lampe glänzend.

„Da, mein Schatz!“ spricht er hastig, „da ist Geld! . . . Das gehört Dir! Davon will ich Dich pflegen! . . . Warum sollen nur die reichen Leute gesund werden, warum sollen die Armen an Lappalien zu Grunde gehen die man mit ein paar Mark gut machen kann! . . . Das ist ja Unsinn! Niederträchtigkeit! . . . Ich will Dich schon gesund machen — und wenn das ausgegeben ist, giebt's mehr!“

Die hoffnungsfreudigen Worte ersterben ihm fast auf den Lippen . . . er spricht leiser und leiser und seine erst so heißen, hellen Blicke umschleiern sich zu fast scheuem Ausdruck.

Die Frau sagt kein Wort — — aber ihr Gesicht — ihr Gesicht!

Das ist nicht Freude, nicht Hoffnung, nicht neu erwachte Lebenskraft, was in ihren schlaffen Zügen liegt, — das ist Mißtrauen, Verdacht, Entsetzen . . .

„Dieb!“

Hat sie es gerufen? . . . Hat sie es mit zitternden Lippen ihm entgegengeschleudert, das schreckliche Wort? . . .

Nein, sie hat nichts gesagt . . . kein Laut ist von ihren Lippen gekommen, sie sieht ihm nur starr ins Gesicht . . .

Und dennoch gellt das Wort in seinen Ohren . . . Sie ruft es wieder — und immer wieder . . . Voll Verachtung und Zorn — voll Haß und Abscheu . . .

„Dieb!“

Furcht, Grauen, Empörung — — Alles klingt aus dem furchtbaren Ton dieses Wortes . . .

Und noch immer haben die Lippen des jungen Weibes sich nicht bewegt — noch immer sieht sie verständnißlos den Erregten an.

Er aber rafft keuchend die Goldstücke vom Tisch zusammen, stülpt den Hut auf den Kopf und stürmt der Thür zu . . . Dort wendet er sich noch einmal um und spricht:

„Ich habe noch etwas zu besorgen — etwas sehr Wichtiges zu besorgen.“

Damit verläßt er eilend das Zimmer . . .

Direkt nach dem Bureau des Prinzipals geht sein Weg. Ungestüm reißt er an der Klingel der Wohnung und ruft der öffnenden Magd entgegen:

„Ich muß den Herrn sprechen. Sofort — in einer wichtigen Sache.“

Das Mädchen macht Umstände. Der Herr ist im Kreise seiner Familie. Er läßt sich nicht stören.

„Aber es ist Gefahr im Verzuge! Melden Sie mich! Er muß mich empfangen . . .“

„Will's versuchen.“

Athemlos wartet er an der Thür, bis er endlich ihre Stimme hört:

„Sie sollen ausnahmsweise 'rein kommen.“

Hastig stürzte er, an der Verblüfften vorbei, in das Gemach des Herrn, der ihn bereits erwartet.

„Was führt Sie so spät und ungestüm zu mir?“

„Ein Diebstahl, Herr Prinzipal.“

„Wie? — Bei mir?“

„Ja. — Der Dieb steht vor Ihnen.“

Fast tonlos wirbeln die Worte von seinen Lippen . . . Während der Prinzipal unwillkürlich zurücktritt, legt er mit zitternder Hand die Goldstücke auf den Schreibtisch nieder. Dann wird er plötzlich ruhiger . . . Er athmet tief auf und seine Stimme hat einen weichen, flehenden Klang, als er fortfährt:

„Nehmen Sie Ihr Geld zurück . . . Ich habe es genommen — in einem Augenblick des Wahnsinns . . .“

Mit erstaunten Blicken betrachtet der Prinzipal den in maßloser Erregung vor ihm Stehenden.

„Und aus welchem Grunde sind Sie zum Diebe geworden?“ fragt er dann in eindringlichem Tone.

Der Schreiber sieht ihn scheu von der Seite an.

„Aus Liebe zu meinem Weibe,“ flüstert er dann . . . „Aber sie haßt, sie verabscheut mich dafür . . . aus Furcht vor ihrem Tode — und nun wird sie sterben, weil ich ein Dieb geworden bin!“

Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen und, zum ersten Mal seit langer Zeit, rinnt es warm und feucht in seine Augen . . .

Da fühlt er, daß eine Hand sich auf seine Schulter legt. Er blickt auf und sieht in das ernste Gesicht seines Prinzipals.

„Sagen Sie mir Alles! Schildern Sie mir Ihre Verhältnisse, wie sie sind. Verzehren Sie sich nicht in erbittertem, verschlossenem Grimme, reden Sie frei und offen . . . Warum haben Sie gestohlen?“

Einen Augenblick sieht der Schreiber den Prinzipal nach dieser Frage zögernd und unschlüssig an, dann aber löst sich seine Zunge, und in beredten Worten schildert er seine Lage und Alles, was er während der letzten Zeit empfunden, gedacht. Immer lebhafter, immer erregter wird er während seiner Rede, jedes seiner Worte trägt den Stempel lauterer Wahrheit — zum ersten Mal seit langer, langer Zeit spricht er aus, was in seinem Innern gewühlt und getobt.

„So, Herr Prinzipal,“ schließt er endlich, matt und ermüdet, seine Rede, „so wurde ich ein Dieb . . . Und nun thun Sie mit mir, was Sie wollen.“

Mit gesenktem Haupte erwartet er die Antwort, die nach kurzem Zögern folgt.

„Nehmen Sie das Geld da wieder, es gehört Ihnen . . . Sie haben einen kuriosen Umweg gemacht, meine Unterstützung zu erbitten. Hätten Sie, anstatt sich dumpf und verschlossen in ohnmächtigem Zorn gegen mich, der ich mehr als Sie besitze, zu verzehren, nur offen Ihre Verhältnisse dargelegt, es wäre nicht so weit gekommen. Aber noch ist's Zeit . . . Ich glaube an Sie und vertraue Ihnen . . . Sie bleiben in meinem Dienst — und die Goldstücke da — verwenden Sie für Ihre arme Frau und zur Besserung Ihrer Lage . . . Na, — greifen Sie zu! — Oder soll ich's Ihnen noch schriftlich geben, daß das Geld Ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum ist?“ . . .

Wenige Minuten später stand der reuige Dieb wieder auf der Straße und eilte seiner Wohnung zu . . . Diesmal machte er unterwegs wirklich allerlei Einkäufe an Wein und Delikatessen, und es kam ihm dabei gar nicht in den Sinn, daß man ihn seiner Geldausgaben und seiner Goldstücke wegen beargwöhnen könnte . . . Und als er nach Hause kam und seiner geängstigten Frau alle Kostbarkeiten auf das Bett legte, da sah sie ihn nicht entsetzt an, da schrie es ihm nicht entgegen: „Dieb!“ — — Da umschlang sie ihn liebevoll und flüsterte zärtlich:

„Wo hast Du denn das viele Geld dazu hergenommen?“

„Gestohlen nicht, Weibchen!“

„Gestohlen! . . . Aber Mann! Wie kommst Du auf so schreckliche Gedanken . . . Du — — ein Dieb!“

Da ergriff er ihre schmale Hand und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Ja, Du hast Recht,“ sprach er leise, mit mühsam verhaltenen Thränen, „ich — — ein Dieb!“

Samuel Finley Breese Morse.

Zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (27. April 1791).

Von Leo Silberstein, Ingenieur.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Millionen sechshundertundneunzigtausend Kilometer oder dreißig mal um den Aequator der Erde herum ginge die Länge der existirenden Telegraphendrähte, wenn man sie hintereinander knüpfen wollte, ein Beweis der ungeheuren Bedeutung, welche die elektrische Fernsprechkunst im Laufe eines halben Jahrhunderts für das Menschengeschlecht gewonnen hat. Die Sprache ist die Brücke, welche Mensch mit Mensch verbindet, daß wir im Kampfe des Daseins brüderlich zu einander stehen, gegen unsere Feinde uns schützen, uns gegenseitig helfen und trösten können. Und dem Erfinder, der uns lehrte, diese fliegende Brücke mit der Geschwindigkeit des Blitzes über Meere und Länder zu werfen, damit wir den kürzesten Weg zum Herzen unserer fernsten Brüder finden, sind wir Dank schuldig. Der Erste, der das Bedürfniß nach Mittheilung in die Ferne erweckte, war der Krieg, und zwar der endlose Krieg, mit dem Napoleon I. alle friedliebenden Staaten Europas überzog oder bedrohte. Die Zweite, die das Bedürfniß nicht nur weckte, sondern auch befriedigte, war die Wissenschaft. Zwei Göttinger Professoren der Physik, die letzten zwei von den politisch berühmten Sieben, Gauß und Weber, arbeiteten gemeinschaftlich, und zwar der Eine auf der Sternwarte, der Andere im physikalischen Kabinet der Universität, und so mußten sie, um ihre Beobachtungen augenblicklich und ohne Zeitverlust mittheilen zu können, auf das Mittel einer schnellen elektrischen Verbindung sinnen. Weber führte eine Drahtleitung in einer anfänglichen Länge von etwa dreitausend Fuß über die Häuser der Stadt hinweg. Zur Zeichengebung verwendete er eine Einrichtung, die ein Jahr zuvor von dem leider allzufrüh verstorbenen Baron Schilling erdacht worden war. Eine Magnetnadel, welche durch den elektrischen Strom bald nach rechts, bald nach links abgelenkt wurde, diente durch ihre mannigfaltigen Schwingungen zur Verständigung. Cooke, ein Engländer, der in Heidelberg Medizin studirte, hatte diesen Apparat zu sehen Gelegenheit gehabt und nahm nun die Idee nach Hause mit. Hier baute er in Gemeinschaft mit Wheatstone mehrere sogenannte Nadel- und Zeigertelegraphen; das sind Apparate, in denen Magnetnadeln oder Zeiger durch den Strom über einer Scheibe gedreht werden, ähnlich einem Uhrzeiger, so daß sie auf irgend einen beliebigen Buchstaben des Alphabets hinweisen. Daraus buchstabirt sich dann der Beamte die empfangene Depesche zusammen.

Einen kleinen Schritt weiter war der Münchener Professor Karl August von Steinheil gegangen. Er versah die Spitzen seiner Magnetnadeln mit Farbnäpfchen, und so oft sie sich bewegten, ließen die Farbnäpfchen auf einem Streifen Papier Zeichen zurück, welche eine bestimmte Bedeutung hatten, z. B. ein Punkt e, zwei Punkte, je nach ihrer Lage, ein n oder t u. s. w. Noch eine andere wichtige Entdeckung hatte Steinheil gemacht. Es wurden nämlich Anfangs zwei Drähte zur Hin- und Rückleitung benutzt. Er stellte Versuche an, ob bei Eisenbahnen der zweite Draht nicht durch den Schienenstrang ersetzt werden könnte, und dabei fand sein aufmerksamer und nachdenklicher Geist, daß die Erde selbst die Rückleitung des Stromes nach dem Ausgangspunkt freundlichst übernimmt. Damit war insoweit ein wichtiger Fortschritt gemacht, als bei der Kostspieligkeit der langen Telegraphenleitungen ein einziger Draht genügen konnte.

Hier ist es ungefähr, wo das ebenso arbeitsame als glückliche Genie unseres Geburtstagskindes M o r s e eingriff, und den Steinheil'schen Schreibtelegraphen durch einen Apparat überflügelte, der seine Zeichen viel rascher niederschrieb, dabei auch bequemer im Gebrauch, einfacher und von bedeutend größerer Sicherheit in der richtigen Wiedergabe war. Heute sind die zwei hervorragendsten und durch internationalen Beschluß einzig zulässigen Apparate die von Hughes und Morse.

Der Apparat von Hughes ist eigentlich der vollendetere, denn er telegraphirt schön gedruckte lateinische Buchstaben, welche von Jedermann gelesen werden können. In der Empfangsstation — nehmen wir als solche z. B. Leipzig an — steht eine Schreibmaschine, welche von der Absendestation z. B. von Berlin aus elektrisch bestimmt wird, gewisse Lettern auf einem Papierstreifen abzudrucken. Die Papierstreifen werden dann abgeschnitten und auf das Depeschenformular geklebt. Diese sehr verbreitete und höchst moderne Maschine leidet leider an zu großer Feinheit und Komplizirtheit, weshalb es ihr nicht gelungen ist, den älteren, viel einfacheren und deshalb weniger der Zerbrechlichkeit ausgesetzten Morseapparat ganz zu verdrängen. Der Morseapparat druckt keine Buchstaben; er kann überhaupt keine anderen Zeichen geben, als Strich und Punkt. Aber das genügt vollkommen, um ein Alphabet zusammenzustellen. So bedeuten ein Punkt (.) ein e, Punkt und Strich (.—) ein a, Punkt-Strich-Punkt (.—.) ein r u. s. w. Wenn man diesen Apparat betrachtet, erscheint er so staunenswerth einfach, daß man sich billig darüber wundert, wie Morse fünf Jahre ausdauernder Arbeit zu dieser Erfindung bedurfte. Der galvanische Strom macht ein Stück Eisen magnetisch und dieses zieht in Folge dessen einen Schreibstift über einen laufenden Papierstreifen herab. Es entsteht ein Zeichen, welches je nach der Dauer des Stromes kürzer oder länger ausfällt, also Strich oder Punkt bedeutet. Der Apparat ist so schlicht, handlich, stark, und seine Benutzung so rasch zu erlernen, daß er sich im Sturm die Welt erobert hat. Schon mit dem ersten Apparat auf der Versuchslinie von Washington nach Baltimore vermochte man mit ihm bis über hundertzehn Wörter in der Minute zu telegraphiren, indeß ein gewöhnlicher Schnellschreiber nicht mehr als hundert Wörter in demselben Zeitraume leserlich zu schreiben vermag. Der Telegraphenbeamte muß natürlich die Morsezeichen erst übersetzen und niederschreiben. Er ist jedoch in dieser Kunst so sehr geübt, daß schon sein Ohr am Klappern des Apparates die kurzen und langen Zeichen von einander unterscheidet.

So ist denn durch Morse zuerst das für das Menschengeschlecht so Bedeutende in Ausführung gekommen: die Ueberwindung des Raumes durch die Blitzesschnelle der Elektrizität.

* * *

Am 27. April sind es gerade hundert Jahre, daß Samuel Finley Breese Morse, der Erfinder des modernen Telegraphen, zu Charlestown in Massachussets das Licht der Welt erblickte, am Fuße des Breeds-Hügel, etwa eine Meile vom Geburtsorte seines nicht minder berühmten Landsmannes Benjamin Franklin. Er war der älteste von den elf Söhnen des Jedediah Morse, eines würdigen und gelehrten Herrn, der sogar zum Ehrendoktor irgend einer schottischen Universität ernannt wurde. Samuel hatte sich für die Malerei bestimmt und zwar „mehr der Noth gehorchend, als dem eigenen Triebe", denn seine Eltern waren zu arm, um die große Kinderschaar zu erhalten, und so bestritt er die Kosten seiner Studien am Yale College durch Porträts, die er von seinen reicheren Mitschülern anfertigte. Der berühmte Maler Washington Allston gewann den geistvollen regsamen jungen Mann lieb und nahm ihn zur ferneren Ausbildung nach London mit, wo Morse das Glück hatte, in dem Künstler Benjamin West einen Freund und Lehrer zu finden. Hier, weit von seiner geliebten Heimath und dem Elternhause, ergab er sich mit Eifer seiner geliebten Kunst, und sie füllte seine Seele so mächtig aus, wie er in einem rührenden Brief an seine Mutter gestand, daß er glaubte, keine Macht der Welt werde ihn davon abzubringen vermögen. Den ersten Erfolg seines Lebens errang Morse mit der Statue des sterbenden Herkules, die er auf Rath Allston's verfertigte. Er gewann den Preis des Kunstvereins „Adelphi", und der Herzog von Norfolk überreichte ihm eine goldene Medaille. Mitten in seinen Schüler-Triumphen weckten dringende Familiennachrichten plötzlich seine Sehnsucht. und er kehrte eiligst in sein Heimathland zurück. In Boston lebte er von der Porträtmalerei eine Zeitlang in rechter Dürftigkeit. Als er aber auf die Einladung seines Onkels nach seiner Vaterstadt Charlestown übersiedelte, wo er als Künstler geachtet und geschätzt wurde, schienen seine Verhältnisse auf einmal eine günstige Wendung nehmen zu wollen, und der fröhlich aufathmende Mann haschte nach einem Sonnenschein Glück und führte ein Weib heim, das er liebte, Miß Lucretia P. Walker, die erste Schönheit der Stadt. Nach wenigen Jahren einer zwar kinderlosen, aber glücklichen Ehe voll der schönsten Herzensharmonie traf ihn der schmerzliche Schlag, sein Weib durch den Tod zu verlieren. Ueber die erste Verzweiflung und den Kummer halfen ihm die Arbeiten hinweg, die er im ehrenvollen Auftrage der Regierung schon seit längerer Zeit auszuführen hatte, darunter ein Bild des Freiheitshelden Lafayette.

Morse, immer rührig, hatte schon im Jahre 1826 in New-York die National-Akademie der darstellenden Künste ins Leben rufen helfen, und war die Zeit hindurch ihr Präsident gewesen, als er 1829 in ihrem Auftrage nach Europa ging, um hier die Einrichtung der Maler-Akademien kennen zu lernen. Er wandte sich zuerst nach England, dann nach Paris und besuchte schließlich Italien. Im Jahre 1832 trat er die Rückreise nach Amerika an.

Es war im Herbst, als er in Havre auf dem Dampfer „Sully" sich einschiffte. Am Bord des Schiffes schloß er unter den Passagieren Bekanntschaft mit einem Professor Jackson, der viel Wunders von der Elektrizität zu erzählen wußte und von den Versuchen einer Fernschreibkunst, wie sie in Europa vergeblich angestellt wurden. Wie ein Blitzstrahl durchflammte es nach dem ersten Gespräch die Künstlerphantasie Morse's. Noch an demselben Abend zeichnete er in sein Tagebuch den ersten Entwurf zu seinem späteren telegraphischen aus Punkt und Strich zusammengesetzten Alphabet. In der Folge, als Morse sein Patent nahm und seine Erfindung veröffentlichte, glaubte eben dieser Jackson als Miterfinder auftreten und einen Prozeß anstrengen zu dürfen. Allein die Zeugenschaft stand auf Seiten Morse's. Er warf sich mit fieberhaftem Eifer auf die Ausführung, aber immer stand hinter ihm das Gespenst der Armuth und des Entbehrens und hielt ihn mit tragischer Komik jedesmal am Rockschooß zurück, sobald er einen Schritt vorwärts machen wollte. Wiederum war es die Porträtmalerei, die Gefährtin und Ernährerin seiner Jugend, die den Mann im reifen Alter über Wasser halten mußte, bis er endlich 1835 eine Professur an der New-York City Universität erhielt. Endlich war es ihm vergönnt, wenn auch noch immer mit materiellen Schwierigkeiten kämpfend, nach fünf Jahren rastloser Mühe, den Apparat fertig zu stellen und patentiren zu lassen. Er hatte ihn im Universitätsgebäude ausgestellt und arbeiten lassen; aber das Publikum,

oberflächlich und bequem wie immer, blieb gleichgültig; seine Freunde selbst unterstützten ihn, doch ohne innerlichen Glauben. Sie lächelten unwillkürlich und mit einiger Wehmuth über den sonderbaren Schwärmer.

Aber er ließ sich nicht abschrecken. Als er so weit war, ging er nach England und Frankreich, Patente zu nehmen. Das Glück war ihm nicht günstig. In London fand man seine Erfindung sonderbarer Weise nicht neu, und in Frankreich versagte ihm die Regierung ihre Hülfe. Mit leeren Händen kehrte er in die Heimath zurück und bemühte sich hier, vom Kongreß der Vereinigten Staaten die Erlaubniß zum Bau einer Versuchslinie und einen Hülfsbeitrag von dreißigtausend Dollars zu erlangen. Obwohl von einflußreichen Freunden und Gönnern unterstützt, war wiederum ein Zeitraum von fünf Jahren, voll der bittersten Kämpfe und Enttäuschungen erforderlich, ehe der vielgeprüfte Mann an sein Ziel gelangte. Ende 1841 war sein Vermögenszustand ein derartiger, daß ihm ein Freund zehn Dollars lieh und ihn zum Mittagsmahle einlud. Morse nahm mit Vergnügen an; er hatte, wie er freimüthig erzählte, seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen.

Endlich im Februar 1843 kam sein Begehren vor den Kongreß der Vereinigten Staaten. John Kennedy brachte den Antrag ein. Es war eine heitere Stunde und würdig, als Posse in der Geschichte der Erfindungen und des menschlichen Geistes zu figuriren. Cave Johnson wollte die Hälfte der Summe für einen gewissen Pisk, Professor des Mesmerismus, angewendet haben, einer Wissenschaft, die heute zum größten Theil ins Gebiet des Humbugs verwiesen ist. Die Diskussion erhitzte sich, unter allgemeinem Gelächter, während der unglückselige Erfinder in seinem Winkel auf der Gallerie saß, mit pochendem Herzen dem Schauspiel da unten zusah und auf das Loos wartete, das ihm das Schicksal werfen sollte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Ueber seine Mühen, Entbehrungen und Kämpfe von zehn Jahren, über seine schlaflosen Nächte, über seine Tage voll Hoffnung und bitterer Enttäuschungen wurde da unten gewissenlos und unter Scherzen gewürfelt. Das Mitglied Stanly erklärte sich ironisch mit der Verwendung der halben Summe für Versuche des Mesmerismus einverstanden, vorausgesetzt, daß der Antragsteller Cave Johnson sich als Versuchsobjekt hergebe. Allgemeine Heiterkeit! Jemand schlägt sogar vor, eine Telegraphenlinie nach dem Monde zu bauen. Der Spott häuft sich, man rückt nicht von der Stelle, der Erfolg wird immer zweifelhafter. Endlich schreitet man zur Abstimmung: Morse's Freunde haben gesiegt, aber nur mit 6 Stimmen, 89 gegen 83.

Noch aber war der Kampf nicht zu Ende. Es galt die Zustimmung des Senats zu gewinnen. Dieser war weniger spaßhaft aufgelegt, dafür ließ er den Antrag unter einem Haufen anderer Anträge behaglich schlummern. So kam der Abend der letzten Sitzung heran. Um Mitternacht sollte die Session geschlossen werden. Als es zehn Uhr schlug, näherte sich ein befreundeter Senator dem von tausend Qualen der Verzweiflung bestürmten Erfinder, der von Tag zu Tag gewartet und gehofft, und flüsterte ihm zu, er möge doch nach Hause gehen, für dieses Jahr sei wieder nichts zu erwarten.

Morse wankte aus dem Senatspalast nach seinem Hotel. Er ließ sich noch an demselben Abend die Rechnung geben und fand bei ihrer Begleichung, daß er für die Rückreise nach New-York noch siebenunddreißig und ein halb Cents in der Tasche habe.

Er that, wie oft in solchen Fällen, einen schweren, betäubten Schlaf. Als er am Morgen aufstand, wurde ihm mitgetheilt, eine junge Dame, Miß Ellsworth, die Tochter eines befreundeten Patentbeamten, hätte nach ihm gefragt. In demselben Augenblicke stürzte auch schon die junge Dame herein und rief: „Ich gratulire Ihnen, Herr Morse."

„Mir? gratuliren? wozu?" fragte Morse, der sich in seiner augenblicklichen Stimmung durchaus nicht für ein Gratulationskind hielt.

„Ihre Bill ist im letzten Augenblicke angenommen worden. Die dreißigtausend Dollars sind bewilligt. Als ich's hörte, bat ich den Vater, Ihnen die Nachricht überbringen zu dürfen."

Von da an nahm das Schicksal Morse's eine ganz andere Wendung. Er baute die Versuchslinie von Baltimore nach Washington. In den ersten Tagen schenkte man ihr freilich wenig Beachtung. Als aber die National Democratik Convention in Baltimore einen gewissen Silas Wright, in Washington seßhaft, zum Vice-Präsidenten wählte und Wright, der zufällig durch Morse von seiner Wahl Nachricht erhielt, noch in derselben Stunde telegraphisch ablehnte, war das Publikum durch diese unglaublich rasche Benachrichtigung so verblüfft, daß es den Telegraph als neuestes Wunder anstaunte und pries.

Morse hat auch in hervorragender Weise an der ersten Kabellegung durch den Atlantischen Ocean sich betheiligt, welche von dem bekannten Cyrus Field kühnlich unternommen und die alte mit der neuen Welt verbinden sollte. War Morse doch die erste Autorität in diesen Dingen. Aber sein Hauptwerk und der Ruhm seines Lebens blieb der telegraphische Apparat.

Nun kamen für Morse die Tage, wo er seines Ruhmes in Ruhe sich erfreuen durfte. Seine Erfindung machte den Triumphzug durch die Welt. In Frankreich brachte sie allein in den ersten drei Jahren dem Staate einen Gewinn von sechs Millionen Francs, während der vorher im Gebrauch gewesene optische Telegraph eine Million jährliches Defizit verursacht hatte. Durch diese Erfolge angeregt, beeilten sich die Souveräne Europas, den so lange verkannten Mann mit Ehren zu überhäufen. Orden, Medaillen und Auszeichnungen aller Art regneten auf ihn hernieder. Zehn Staaten des alten Europas hatten sich zusammengethan, und ihn mit einer Dotation von dreihundertzwanzigtausend Mark bedacht. Ferner wurden ihm noch bei seinen Lebzeiten in New-York zwei Denkmäler gesetzt. Wenn er an ihnen vorbeiging, durfte er sich sagen: Hier stehe ich für die Ewigkeit; es hat mich aber auch Jahre der Verzweiflung und des Schweißes gekostet. Wie marmorschön und weiß und stolz sieht sich die trübselige Arbeit, der erbitterte Kampf im Lichte des Erfolges, in der Sonne des Ruhmes an.

Morse verlebte seine letzten Tage in Poughkeepsie zu New-York und starb, ein einundachtzigjähriger Greis, am zweiten April 1872.

Aphorismen.

Einen Menschen von bloßer Bildung ohne Charakter verachten wir; der Charakter bleibt stets das Imponirende, denn Charakter ist Kraft, und Kraft hat immer etwas von göttlicher Natur.

Was ist gegen einen der alten Felsencharaktere ein von Genie übersprudelnder Alkibiades, der in jedem Augenblicke die Rolle spielt, bei welcher seine Talente und Geschicklichkeiten am stärksten glänzen, sollte dabei auch der Charakter — diese unerschütterliche Gleichförmigkeit des Handelns — wie ein fauler Fisch auseinandergehen.

Fortlage.

* * *

Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen aus dem Streit.

Schiller.

* * *

Der Mensch lebt öfters mit sich allein und kann dann die Tugend nicht entbehren; lebt er mit andern, so hat er die Ehre nöthig.

Chamfort.

* * *

Der wahre Stolz ergreift für sich nicht selbst das Wort.

Gutzkow.

* * *

Thue zuerst deine Pflicht, dann suche Erholung und Ruhe;
Thue das Schwerste zuerst, dann wird dir das Leichte wie nichts sein,
Und nicht horch auf die Stimme der Aufschub erheischenden Trägheit.

Lavater.

Heiteres.

Ein ahnungsvoller Engel. Fahrgast (eilig): „Hier ist die doppelte Taxe; fahren Sie möglichst rasch — ich muß zur Bahn!"
Kutscher: „Jawohl — — Herr Kassirer!"

* * *

Nur nicht zu viel sprechen. Baron: „Johann, ich sage Ihnen gleich beim Beginn Ihres Dienstes, daß ich keine unnöthigen Worte mache; wenn ich mit dem Finger winke, so müssen Sie kommen."

Johann: „Da passen wir gut zusammen: ich rede auch nicht gern, am wenigsten liebe ich es, meinem Herrn zu widersprechen. Wenn ich mit dem Kopfe schüttle, dann komme ich nicht."

* * *

Ein seltenes Glück. Ein Schwerkranker, welcher Besuch von einem Freunde erhält, schließt seine Klagen mit den Worten: „Ich wäre glücklich, wenn ich nicht geboren wäre!"

„Du mußt auch nicht zu viel verlangen," antwortete ihm der Freund, „ein solches Glück ist so selten, wie der Gewinn des großen Looses in der preußischen Lotterie. Wie Wenige erleben das!"

* * *

Ein Korb. Baron: „Lieber Herr Kommerzienrath, ich bitte Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter. Glauben Sie nicht, daß ich diesen Engel des Geldes wegen erstrebe; ich will sie nur heirathen, weil sie so schön ist."

Kommerzienrath: „Das freut mich, endlich einmal einen jungen Mann zu finden, der nicht auf Geld, sondern nur auf Schönheit sieht. Sie sind der richtige Mann für meine Nichte Clara, die ist noch viel schöner, als meine Tochter und sie hat gar kein Geld. Die müssen Sie heirathen."

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.